Wo hat, wie die „Newyorker Staatszeitung" schreibt, nicht nur eine einzelne Familie, sondern auch das Deutschtum Nordamerikas einen Verlust erlitten. Frau James ist in der Nähe von Halle geboren und aufgewachsen. Ihr Vater hatte das Pastorat von Schochwitz und Höhnstedt der Herren von Alvensleben inne und war als glänzender Redner weit und breit bekannt. Ihr Großvater mütterlicherseits war Professor Dr. Gottlob Wilhelm Gerlach, dem es als Dozenten an der Universität Wittenberg gelang, dank seiner Geschlossenheit und Umsicht während der Wirren 1813 die Universitätsbibliothek aus den Händen der Franzosen zu retten. Frau Lange bekam eine außerordentlich tiefe und umfassende Bildung. Sie beherrschte Französisch, Englisch und Italienisch und hatte schöne Kenntnisse in den Literaturen dieser Sprachen. Nach ihrer Verheiratung fügte sie noch Lateinisch hinzu, um ihrem Gatten bei dessen Arbeiten behilflich zu sein. Eine musikalische Bildung, Gesang und Klavier, verdankte sie zum Teil dem berühmten Liederkomponisten Robert Franz. Die reichen Anregungen ihrer akademischen Umgebung und des von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Bekanntenkreises gaben ihr eine Fülle von Wissen, eine Höhe des geistigen Horizonts, die auch Männern der Gelehrtenwelt Achtung einflößte. Dabei hatte sie nie den Ehrgeiz, sich mit ihrer Bildung vorzudrängen. Sie huldigte der älteren Anschauung von dem Gebiet weiblicher Tätigkeit: Kirche, Kinder, Küche. Sie war eine Deutsche von altem Schrot und Korn, eine musterhafte Hausfrau, eine stets treubesorgte, aufopfernde Gattin und Mutter. In ihrem Heim übte sie eine freigebige und herzliche Gastfreundschaft aus. Sie war eine Deutsche, die bis zuletzt dem Vaterlande mit Liebe anhing. In ihrer Familie wurde deutsch gesprochen, deutsche Musik, deutsche Poesie und Kunst gepflegt. Ihre mütterliche Fürsorge erstreckte sich auf die ganze große Familie der Fakultät und Studentenschaft.

Auf die Moral, die Stimmung und den sozialen Zustand der Universitätsbevölkerung hat sie bestimmend eingewirkt. Bei einer Tischgesellschaft in Paris sah sich ein Herr durch Verhimmelung der Franzosen auf Kosten der Deutschen hervor und sagte schließlich: „Gnädige Frau, Sie können nicht leugnen, daß Frankreich wenigstens in einem Deutschland über ist. Deutschland hat nie einen Ehrmann wie die Jungfrau von Orleans hervorgebracht." „Mein in Deutschland führen die Männer den Krieg; wir sind nicht auf die Frauen angewiesen."

Ein tückisches Leiden hat dem arbeitsreichen Leben Vorzeitig ein Ziel gesetzt. Wir sind um die Kraft einer reinen großen Persönlichkeit, um die Liebe eines unerschöpflichen Mitmenschen ärmer geworden. Als im vorigen Jahre die Universität im Beisein des deutschen Botschafters den zehnten Jahrestag der Präsidentschaft Ihres Gatten festlich beging, wurde mit vollem Recht auch ihrer Wirksamkeit in ehrenvollster Weise gedacht. Vielleicht die liebe, ganz große Freude, die sie, schon damals erkrankt, erleben durfte.

Die „Newyorker Staatszeitung" schließt ihren Artikel mit folgenden Worten: „Als die ebenbürtige Gemahlin eines der größten Erzieher unseres Landes hat sie in hervorragender Weise gezeigt, was deutscher Charakter, deutsche Sitte, deutsche Bildung zur Entwicklung und Förderung amerikanischer Kultur beitragen. Darum verdient sie über die Grenzen ihrer unmittelbaren Tätigkeit hinaus ein ehrendes und dauerndes Andenken als Vertreterin echten Deutschtums in Amerika."

Die „eugenische" Bewegung in den Vereinigten Staaten.

Die Frauen des Staates Illinois haben unlängst einen Frauentag abgehalten, der allerlei Beschlüsse im Interesse der Hebung der rechtlichen und sozialen Stellung der Frauenwelt gefaßt hat. Diese Beschlüsse sollen demnächst in Gesetzesform ausgearbeitet und den gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt werden. Bemerkenswert darunter ist der Beschluß, der die Einführung „eugenischer" Gesetzesbestimmungen im Staate Illinois verlangt, wie sie in ähnlicher Weise bereits in Wisconsin eingeführt worden sind. Die Frauen fordern ein Gesetz, welches allen Personen vor der Eheschließung ein Gesundheitszeugnis zur Pflicht macht. Wer diese Bestimmung umgeht oder zu ihrer Umgehung Hilfe leistet, soll einer strengen Strafe unterliegen. Kein Arzt darf für das Ehezeugnis ein höheres Honorar als fünf Dollar erheben; stellt ein Arzt ein Zeugnis aus, das mit der Wahrheit nicht übereinstimmt, so verliert er das Recht zu praktizieren. Das Zeugnis muß die eidesstattliche Erklärung enthalten, daß die Person, die die Ehe eingehen will, frei von ansteckenden Krankheiten jeder Art ist. Der Beschluß des Frauentages ist nicht ohne Widerspruch gefaßt worden, und insbesondere wurde der Einwand erhoben, wie man Paare, die nach den vorgeschlagenen Bestimmungen die Ehe nicht eingehen dürften, daran verhindern wolle, dem Gesetze zum Trotze dennoch zusammenzuleben. Dieser Einwand wurde indes ziemlich leicht genommen, indem man antwortete, man könne ja auf ein solches Zusammenleben Gefängnisstrafe setzen. Ob dieser Ausweg praktisch zum Ziele führen würde, bleibt allerdings sehr zweifelhaft.

Wie ein Feldpostbriefwechsel entsteht.

Aus Leipzig wird berichtet: Eines von den vielen, vielen tausend Leipziger Weihnachtspäckeln, mit denen die Daheimgebliebenen unsere braven Soldaten erfreut haben, kam in die Hände eines jungen Kriegsfreiwilligen in dem Argonnenwald. Von dem Inhalte des Packets gefiel ihm vor allem ein Pfefferkuchenherz, auf das mit schwarz-weiß-rotem Bande folgendes Begleitverschen gebunden war:

„Tät ich dir mein kleines Herzchen schicken,
Würde es dich sicher sehr beglücken,
Doch kann ich es wissen,
Ob dich nicht ein Dutzend andre küssen?
Darum will ich lieber Vorsicht üben,
Und dich nur mit diesem Herzchen lieben."

Nicht lange dauerte es und die Rosenderin erhielt von dem Empfänger folgende Zeilen:

„Am Morgen im Granatgebrumm,
Begannen wir die Weihnacht,
Und abends, als die Schlünde stumm,
Gedachten wir der Heimat!

Gar hell beschrahlt der Lichterbaum
Der Fremde Liebesgaben,
An des Argonnenwaldes Saum,
Im fernsten Schützengraben.

Mir hat ein treudeutsch Mägdelein
Ein Weihnachtsherz beschenert —
Wird mir in ihrem Herzelein
Ein Plätzchen wohl gewährt?

Zwar kann ich hier mit Tee und Rum
Die Glieder mir erwärmen,
Doch wär es wirklich gar zu dumm,
Wenn sich mein Herz tät härmen.

Drum bös' ich, daß du's nicht verdenkst,
Wenn ich dich herzlich bitte,
Daß du mir bald ein Briefchen schenkst,
Daß ich nicht Sehnsucht litte

Hier unterm lieben Weihnachtsbaum,
In feindlich fremden Landen,
Nach Jugendglück und Liebestraum
Und heißen Freundschaftsbanden."

Darauf ist der Wunsch des jungen Kriegers sofort erfüllt worden; das reimkundige Mägdelein sandte ihm folgendes artige Gedicht:

„Komm ein Vogel geflogen
Von der Feldpost ein Brief,
Gott mich an ganz verwogen:
„Zieh nur 's Mäuschen nicht schief!

Bin ein artiger Knabe,
Du gabst ja zum Scherz
Mir als Weihnachtsfest-Gabe
Dein niedliches Herz."

Da lachte das Gretchen
Und sagte für sich:
Aha, das Pakeichen — —
— — Jetzt entsinne ich mich!"

Und zum Vogel gewendet
Sprach sie voller Lust:
Sag mir, wer dich gesendet,
Welchen Sinnes er ist!"

Und der Vogel piepte heiter:
„Ein treudeutscher Held.
Ein kühner Streiter,
Der dir sicher gefällt!"

Da war unser Greteleln
Recht lustig und froh,
Und bedankt' sich beim Vögleln,
Und sagte dann so:

„Lieber Vogel, fliege weiter,
Nimm ein' Gruß mit, einen Kuß,
Und ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hierbleiben muß!"

Der „Liebe Vogel" wird noch oft hin und her fliegen und abwechselnd seine Botschaften bald im fernen Argonnenwald, bald im trauten Leipziger Mädchenstübchen ausrichten und hier wie dort große Freude bereiten. . .

Bewährte Kochregeln.

Eine erfahrene Hausfrau kann, auch ohne sich Einschränkungen aufzuerlegen, in der jetzigen Kriegszeit große Ersparnisse erzielen, wenn sie in der Küche, beim Feuerungsmaterial angefangen, alle Stoffe, mit denen sie wirtschaftet, richtig benutzt und ausnutzt. Frische Nahrungsmittel kann man schnell bereiten, indem man sie auf hellem Feuer hintereinander weich kocht, aber nicht stundenlang schmoren läßt. Manche Gerichte werden zweckmäßig kurze Zeit angekocht und können nachher in der Kochkiste oder auch im Kochbeutel, die sich jeder selbst herzurichten vermag, langsam gar werden. Für die immer teurer werdende Butter gibt es billige und dabei gute Ersatzmittel. Anstatt der ebenfalls teuren Eier lassen sich, um Gebäcke zu lockern, Backpulver verwenden. Als Zutat zu vielerlei Speisen eignen sich Kartoffeln, nicht bloß zu Fleisch; sie können bis auf den kleinsten Rest verwertet werden. Selbst zu ausgiebigen und nahrhaften Mahlzeiten ist nur wenig Fleisch erforderlich, wenn man gekochte Hasenzrühe oder Grieß oder Kartoffeln nehst Kohl oder einem anderen Gemüse reichlich beimengt. Als vollgültiger Ersatz für Warmblutterfleisch kann auch das Fleisch billiger Fische verwendet werden. Statt der knapp werdenden Kokosnuß reicht zu sehr vielen Gerichten Magermilch aus.

Die Nutzanwendung aus derartigen Wirtschafts-Regeln ist in einer wohlfeilen Schrift gezogen, die Hedwig Heyl, die bekannte Frauenführerin, unter dem Titel „Kleines Kriegskochbuch" (im Verlag von Carl Habel in Berlin) herausgegeben hat. Eine reiche Auswahl von Suppen, Gemüse- und Kartoffel-, Fleisch- und Fischgerichten, Brot- und Mehlspeisen, kalten süßen Speisen, Salaten, Saucen und Getränken ist unter dem Gesichtspunkt getroffen, daß die zur Kriegszeit doppelt notwendige restlose Ausnutzung der Nahrungsstoffe stattfindet, dabei aber möglichst wenig teure oder vom Ausland zu liefernde Zutaten verwendet werden. Die Vorschriften tragen durchaus dem herrschenden Gesetzmäßigkeit Rechnung. Demnächst soll eine erweiterte Ausgabe des kleinen Kriegskochbuches erscheinen, die auch Gerichte aus den so vielfältig und dankbar verwertbaren, in Ostdeutschland allerdings noch zu wenig bekannten Kürbis- und Stockfischen bringt.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 6:

„Roten, Tonne".

Richtige Lösungen gingen ein 8. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 20. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau A. Heinze, Else Lüders, Frau Berta Rudolph, Käthe Breitter, Anna Gente, Marie Gente;

von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, Gertrud Heinrich, Könnern.

Die Prämie:

„Wer tats?" Roman v. Konr. Telmann

entfiel auf Gertrud Heinrich, Könnern.

Kapselrätsel.

Tränkeimer, Kabelmeldung, Trostesworte, Pantoffel, Geschwader, Schneesturm, Schandfleck, Gerichtsdiener, Schneiderin.

Es sollen 9 Hauptwörter gesucht werden, die der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter bezeichnen im Zusammenhang den Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen Russen und Oesterreichern.

Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; V M H die 3 Spieler.)

V, der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel (Eichel-Solo) auf folgende Karte:

a, b, dB, a10, D, 8, 7; bA; c10, D.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-Zehn, Treff-Dame, Treff-Acht, Treff-Sieben, Pique-As, Coeur-Zehn, Coeur-Dame.

Im Skat lagen c7, dD. — Die Gegner machen 4 Stiche. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 5.

Kartenverteilung:

V. b, dB, aK, D, 9, 8, 7; bA, K; cA.
M. a, cB; b10, 8; c10, K, D, 9, 8, 7.
H. aA, 10; bD, 9, 7; dA, 10, K, D, 9.

Skat: dS, 7.

Spiel:

1. V. bB, aB, aA (—15). 2. M. cD, a10, cA (—24).

M. mußte gegen seinen Mann lang anspielen, da er seine b10 nicht blank setzen durfte und die Möglichkeit bestand, daß sein Mann das blanke cA hatte, nur gering war, dann aber auch dem Spieler einen Trumpf gekostet hätte.

3. H. dA, aK, c8 (—17). 4. M. cK, dK . . .

Wirft der Spieler nun bK ab, haben die Gegner 68, sticht er ein, muß er einen Stich abgeben: bK, b10, d10 (—24), wodurch die Gegner gar auf 80 kommen. Beim Abwerfen im 3. Stich würde von M. c10 gewimmelt werden.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Druck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 7 — **Halle a. S., Sonntag, den 14. Februar** — **1915**

Bis an das Ende der Geschichte werden die Massen ihr Recht behalten, und darin liegt die Heiligkeit des Krieges.

Greitsche.

Die beiden Kapitäne.

Von Rudolf Michael.

Schon seit dem frühen Morgen lag das Unterseeboot auf Vorposten. Die Nordsee sang unermüdlich ein besseres, wütendes Lied. Das Boot wandte sich in leichten Bogen hin und her, so daß die unruhigen Wellen bald von Steuerbord, bald von Backbord über das niedrige Panzerdeck fuhren. Helgoland, der dunkle gedrungene Felsen, lag verstreut in leichten, herbstlichen Nebeln. Es war alles farbig grau.

In dem kurzen, gepanzerten Turm zeigte sich dann und wann der Kapitän. Die Augen kniff er zusammen, denn der harte Wind schnitt ins Gesicht, zerrte am Mantel und an dem hochgeschlagenen Kragen und blies weiter. Blies so scharf, daß die Wellen Fähnchen hoch aufsprühten vor Schmerz.

Nun sah die Sonne für eine Weile noch einmal durch den grauen Spätnachmittag. Und die tausend Wellen zitterten und quollen wie fließendes, blutrotes Kupfer.

Die See war schön, groß und schön.

Rings um das Boot quirlte das kupferne Wasser, als hebe es über einem unsichtbaren Feuer. Aber der Blick des Kapitäns hing in der Ferne.

Bald verschwand er wieder unter Deck, prüfte das Periskop und gab kurz und tonlos den Befehl zu halber Fahrt.

Die Maschine knatterte eine Weile aufgeregt nach der langen Ruhe. Dann schnob das Boot gegen die tanzende See an. Ein Obermatrose stand oben am Ausguck. Die Heizer vor ihren Hebeln und Griffen an der Glut des Ofens. Der Kapitän war über sein Fahrtbuch gebeugt.

Bevor er am nächsten Morgen abgelöst wurde, wollte er noch einen Streifzug machen, und die Dämmerung und die Dunkelheit sollten ihn schützen. Keiner sprach ein Wort; es war eine starke Stille in dem engen Schiffsraum. Einer sah nur dann und wann in die Augen des anderen und las darin denselben Mut, dieselbe Hoffnung.

Da schrillte das Sprachrohr. Der Kapitän stand am Hörer.

„Weit vor Backbord ein Wrack!"

Der Kapitän stieg hinauf und sah durch das Glas. Ein Mast, ein Balken, mehr war noch nicht zu sehen. Das Boot änderte den Kurs und stampfte darauf zu.

Und schließlich war es klar und deutlich. Der schwarze Leib eines Torpedobootes, vom Wasser gegen eine Sandbank geworfen. Die Wellen gingen breit und schwer darüber hinweg. Nur die Spitze des Mastes sah heraus und daran das verworrene Gestänge der drahtlosen Telegraphie. Und hinten, hinten flatterte noch die Flagge. Dicht über dem Wasser, schwer von der Feuchtigkeit klatschte sie mit hellen Schlägen. Ihrem Schiffe noch im Tode treu.

Der Kapitän war seltsam bewegt. Dies Boot hatte der Feind vor erst zwei Monaten im Nebel hier in den Grund geschossen. Dies kleine, tapfere Boot. Er sah es noch im Geiste vor sich, wie es im grauenden Morgen aus dem Hafen glitte, schwarz und fahl, die weißliche Flagge am Heck der einzige Schmuck. Dieselbe Flagge, die hier im Winde klatschte, lebendig wie am ersten Tage.

Nun lag der Schiffsleib müde, zerrissen unter den Wellen. Und drinnen der Freund, der Kapitän. Zwei Tage vor der letzten Ausfahrt des Torpedobootes war es gewesen, da hatten die beiden Kapitäne das erste „du" einander gesagt. Das hatte nicht weich und lieb gelungen wie im Frieden, wenn der Wein darüberfließt, sondern hart und trotzig wie eine stählerne Trosse, die am Anker knirscht.

Nun dachte der Kapitän des toten Freundes und fühlte: „Du treuer und starker Mensch . . ."

Das Unterseeboot fuhr in leichten Wendungen die Unfallstelle ab, um die flatternde Fahne einzuziehen. Das Heck des Torpedobootes stand fast senkrecht in die Höhe. Die dünne, dunkle Wand war zerfetzt, und das Wasser rollte unablässig in den Leib des Schiffes hinein. Dann gurgelte es und stöhnte es in dem wirren Loch, das der Schuß geriissen hatte.

In diesem Augenblick stürzte sich eine volle Woge hinein und zerrte wütend an dem Körper des Schiffes. Und da — trieb eine Leiche heraus, — Der Obermatrose sah es. Aber der in dunkelblaues Tuch gekleidete Tote war nur schwer zu erkennen und im Auge zu behalten bei der unruhigen See.

Der Kapitän befahl zwei weitere Matrosen an Deck.

Das Unterseeboot stemmte sich gegen die Flut und legte sich mit der Breitseite vor das gesunkene Schiff, so daß die Wellen nun in doppelten Sprüngen über Wrack und Boot fuhren.

Nach einer halben Stunde schwerer, kalter Arbeit hatte man den Toten gesichtet. Nun lag er da auf dem nassen Deck des Unterseebootes. Der andere, der tote Kapitän. Der Freund.

Die Matrosen bissen die Zähne aufeinander und trugen ihren toten Kameraden unter Deck. Sie zogen ihm das schwere, feuchte Zeug vom eisigen Körper und kleideten ihn in eine alte Jacke.

So lag er da, der tote Kommandant, und fühlte nicht mehr die erlöschende Wärme, die von der Maschine her durch den engen Raum ging. Sein Gesicht war häßlich geworden, aber der Tod macht niemanden schön.

Indessen lag das Boot schwer auf der Seite unter der Wucht der Wellen, ganz nahe an dem Wrack des Torpedobootes. Der Kapitän griff mit über Hand hinüber und riß die Fahne vom Stock. Dann wendete das Boot sich ab und stampfte mit befreiter Kraft der dämmernden See zu.

Der Kapitän kam mit hastigen Schritten unter das Deck, warf das nasse Flaggentuch zur Seite und stand stumm vor dem toten Freunde, der auf einer Bank an der Schiffswand lag. Die Hände des tapferen Kapitäns fügten sich ineinander. Auch er fühlte die wohlige Wärme des Raumes nicht. All sein Sinnen und Fühlen war nur bei diesem ernsten Toten. Er begriff auch nicht das Wunder dieses Zufalls, daß er den toten Freund noch hatte bergen können, daß er ihm, den er nur zwei kurze Tage als seinen Freund empfunden hatte, diese letzte Liebe nun erweisen durfte. Er fühlte überhaupt nicht Trauer und nicht Freude.

Wenige Minuten verharrte der Kapitän in dieser Andacht. Dann nahm er das rasse Flaggentuch, trocknete es an der heißen Maschinenwand und breitete es dem toten Freunde über die Brust. Und plötzlich war es so feierlich in dem engen und fahlen Schiffsraum wie in einer Kirche mit Gesang und Orgel. Man hörte nur von draußen die Wellen hart gegen das Boot sich werfen und drinnen in trotzigem Takt die Maschine stampfen. Und diese eintönigen Geräusche waren wie Musik.

Dann riß sich der Kapitän mit einem Ruck zusammen, wandte sich um und gab seinen Leuten einige Befehle.

Die Fahrt ging weiter im Schutze der Nacht, immer tiefer auf die See hinauf.

Der Kapitän rückte sich einen Stuhl neben den toten Freund und ließ sich müde darauf nieder. Er war voll wunderlicher Gedanken und mußte sich erst eine Weile Ruhe gönnen.

Er empfand etwas Dumpfes wie Rache, mit Haß und Stolz gemischt. Klar er es nicht auch dem toten Freunde schuldig? Mußte er nicht auch das Leben dieses guten und starken Mannes wischen mit allen Mitteln, die er anwenden konnte? Für eine Weile wollte er es nicht fassen, daß der Freund so still und ungerächt von ihm gegangen war. Durfte er sich dann noch Freund nennen?

Aber nein! Das ging nicht!

Der Kapitän blickte mit klaren Augen vor sich hin.

Er hatte keine Zeit für Rache und für Freundschaft. Er durfte sie gar nicht haben. Er hatte etwas, das stand dagegen wie eine eiserne Wand. Seine Pflicht. Seine kurze, klare Pflicht.

Der Kapitän stand auf und sah auf das bleiche Angesicht des Toten nieder. Seine Lippen bewegten sich in unverständlichen Worten. Und der Tote schien ihm Freiheit und Kraft zu geben. Denn fast heiter wandte sich der Kapitän um, dehnte sich und schritt schnell wieder nach oben, um den Matrosen dort zu befragen.

Kein Mondschein war. Nur Nacht. Auch das Wasser sah man nicht. Man hörte es nur, aber es klang nun frisch und lebendig.

Der Kapitän prüfte den Kompaß und die anderen Apparate.

Und plötzlich hatte er einen Entschluß. Er wußte kaum woher. Er sprang hinunter in den Maschinenraum und rief auch von den Torpedorohren die Matrosen zu sich. Die standen nun alle still, wie Säulen vor ihm.

Der Kapitän atmete tief und warf den Kopf zurück.

„Kameraden! Wir wollen vorwärts bis zum Morgen! — Ihr wißt, was ich Euch damit sagen will! — Wer irgendwelche Bedenken hat, soll vortreten."

Die Matrosen standen unbeweglich und starrten ihren Kapitän an. Leblos.

„Ich danke Euch!"

Alle Worte des Kapitäns waren hart, grausam beinahe. Aber seine Leute hatten ihn verstanden. Er wandte sich stumm von ihnen und ging. Und ging hinein zu dem Toten, faßte die beiden starren Hände und küßte sie lange.

Das Boot wühlte in dem Wasser, als sei es voll neuer Kraft. Jeder einzelne stand an seinem engen, angewiesenen Platz und ermüdete nicht. Keiner fühlte es, daß dieses Schiff einen Toten mit sich führte. Hier war kein Gedanke an Grab und Nacht. Nur Leben. Es war, als zittere der Geist des toten Kommandanten in dem Schiff und begeistere seine treuen Kameraden.

So ging es die ganze Nacht. Es geschah nichts. Alle warteten stumm. —

Der dämmernde Morgen schwebte über der See und goß Licht aus unsichtbaren Händen.

Da zeigten sich, Schattenbildern gleich, Schiffe in der Ferne.

„Feind — Steuerbord voraus!"

Gedenktage der Woche.

14. Febr. 1468 Johann Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst, in Mainz † (zwischen 1394 u. 1397 *).
15. Febr. 1564 Der Physiker u. Astronom Galileo Galilei in Pisa * (1642 †).
1763 Der Friede von Hubertusburg beendet den Siebenjährigen Krieg.
1781 Der Dichter Gotthold Ephraim Lessing in Braunschweig † (1729 *).
1837 Der Romanschriftsteller Wilhelm Jensen zu Heiligenhafen i. Holstein * (1911 †).
16. Febr. 1497 Philipp Melanchthon in Bretten * (1560 †).
1836 Der Dichter Viktor v. Scheffel in Karlsruhe * (1886 †).
1834 Der Naturforscher Ernst Haeckel in Potsdam *.
1871 Kapitulation von Belfort.
17. Febr. 1600 Der Philosoph Giordano Bruno in Rom † (1548 *).
1673 Der franz. Lustspieldichter Molière (eigentl. Jean Baptist Poquelin) in Paris † (1622 *).
1819 Max Schneckenburger, Dichter der „Wacht am Rhein", zu Thalheim in Württemberg * (1849 †).
1854 Der Großindustrielle Friedrich Alfred Krupp in Essen * (1902 †).
1856 Der Dichter Heinrich Heine in Paris † (1797 *).
1912 Der österreichische Minister Graf Aehrenthal † (1854 *).
18. Febr. 1546 Martin Luther in Eisleben † (1483 *).
1803 Der Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim in Halberstadt † (1719 *).
19. Febr. 1865 Sven v. Hedin in Stockholm *.
20. Febr. 1751 Der Philolog u. Dichter Johann Heinrich Voß in Sommersdorf * (1826 †).
1810 Andreas Hofer in Mantua erschossen (1767 *).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191502140/fragment/page=0001

Diese Worte liefen von Mann zu Mann. Unten an den beiden Torpedorohren standen die Matrosen. Der eine an den Griffen, der andere vorm Sprachrohr. Unbeweglich.

„Wie spät?" raunt dieser.

Und der andere erwidert: „Sechs!" fast unwillig über diese Störung.

In dem breiten Rohr liegt der glitzernde Torpedo und lauert.

Nun kommt der Befehl zum Tauchen. Da wissen alle, daß es zum Aeußersten geht. Die Luken werden geschlossen. Der Obermatrose steht nun am Periskop und führend das Boot sich tiefer in das Wasser hineinbohrt, späht er in dem schmalen Glas nach dem Feind in der Ferne.

Der Kapitän wendet einen Augenblick den Kopf. Sein Blick geht über den Toten hin. Der liegt still und ahnt nicht die Schwere dieser Stunde.

Das Boot verlangsamt seine Fahrt. Nur die schmale, graue Röhre des Periskops sieht noch aus dem Wasser, und die spritzenden Wellen gehen darüber hinweg.

Die Kreuzer des Feindes werden klarer und deutlicher in dem Bilde. Aber das Boot wühlt sich immer näher.

Nun stoppt die Maschine noch mehr, und aus dem Rohr fährt zitternd der Torpedo. Lechzend wie ein losgelassenes Tier. Der Kapitän beobachtet seinen Lauf im Periskop. Ein scharf gekräuselter Streifen im Wasser zeigt die Bahn, die er läuft.

Immer ferner ist er, immer weiter. Jetzt muß er dort sein. Man hört ihn nicht aufschlagen. Man wartet atemlos. Minuten, die wie Stunden sind. Da legt sich plötzlich der feindliche Kreuzer zur Seite, und das eben noch stolze Schiff wird kläglich und unbeholfen.

Der Kapitän spricht durch das Sprachrohr nach unten: „Treffer!"

Aber keine Freude zittert in ihnen. Immer noch stumm. Das zweite Geschoß liegt bereit.

Das Boot wendet sich zur Seite und fährt in großem Bogen die Front der drei fremden Schiffe ab.

Die beiden anderen Kreuzer eilen dem sinkenden zu Hilfe.

Da ertönt unten im Torpedoraum wieder ein Zeichen und durch das Sprachrohr die Stimme des Kapitäns: „Los!"

Das zweite Geschoß wühlt sich seine Bahn.

— — — — — — — — — — — —

„Treffer!"

Da werden die Augen des Kapitäns glänzender und größer. Aber er rührt sich nicht.

Die Heizer luken schweiß- und rußbedeckt vor der keuchenden Maschine. Auf die hallenden, klopfigen Gestalten wirft das Feuer einen rötlichen Schein. Keiner wagt ein Wort. Sie wissen nichts.

Der dritte Schuß saust zitternd aus dem Rohr. Und wieder schallt nach kurzer Pause das eintönige Wort: „Treffer!" durch das Sprachrohr hinunter.

Den Kapitän packt einen Augenblick ein großes, tiefes Gefühl, das wie Stolz und Trotz und Freude ist. Aber er bleibt still. Auch auf den Toten schaut er nicht zurück.

In den Heizraum schallt das Kommando: „Volle Kraft!" Die aber wissen nicht, ob es Sieg ist oder Untergang.

Das Boot wendet sich in hartem Kreise zurück. Die Maschine gibt alle Kraft her, die in ihr ist. Man hört das Wasser an den Wänden des Bootes entlang rauschen, pfeifen.

Und während das fliehende Boot schnaubt wie ein verfolgtes Tier, sieht der Kapitän im Periskop an jener Stelle einen Wirrwarr von Booten und Menschen. Der vernichtete Feind.

Lange, lange Zeit geht die Fahrt so. Alle Gemüter liegen noch in eisernen Ketten. Weder Freude noch Furcht geht um.

Da kommt das Kommando zum Auftauchen.

Alle atmen tiefer, strecken die Arme und reiben die Augen wie nach einem langen Schlaf.

Der Kapitän tritt hinunter in den Torpedoraum und klopft den Dreien auf die Schulter: „Ihr seid brav!" Und die genießen diese drei kargen Worte wie ein übergroßes Glück.

Und im Heizraum steht der Kapitän. „Drei von denen sind hinüber!" sagt er ingrimmig. Mehr mag er nicht. Dann drückt er den Heizern die schmutzigen, öligen Hände. Und er lacht dabei. Aber dies Lachen ist nicht weich wie sonst, sondern laut und voll Grimm.

Dann geht der Kapitän wieder zurück. Und plötzlich gedenkt er des Toten. Der liegt immer noch da, unberührt, dieselbe fahle Blässe im Gesicht.

Der Kapitän kniet zur Seite seines toten Freundes nieder und legt sein Gesicht auf das Fahnentuch. Er schwankt zwischen Trauer und Freude. Aber ein tiefes, seliges Gefühl der Genugtuung ist in ihm.

„Du bist nicht umsonst gestorben, du Lieber!" murmeln seine Lippen. Dann wendet er sich wieder zu seinen Leuten und gönnt ihnen und sich ein scharfes, volles Glas, um die starren Glieder wieder zu beleben.

Und das Boot zittert heimwärts.

Ein Jubel war im Hafen ohnegleichen, als das kleine, fast unscheinbare Heldenboot einfuhr. Tausend winzige, bunte Flaggen grüßten, als sei Feiertag.

Am Abend stand die kleine Mannschaft an Bord vor dem Admiral, der jedem ein schlichtes, dunkles Kreuz an die Brust steckte. Das war von Eisen.

Danach schlich der Kapitän wieder hinunter zu dem toten Freunde. Er sah ihn lange mit tiefer Inbrunst an. Dann nahm er das Kreuz von seinem Rock und legte es dem Toten auf die fahnenbedeckte Brust. Und während er neben ihm niederkniete, quoll seine Seele über von Dank.

Den deutschen Frauen.

Von Walter Bloem, dem Jüngeren.

Geht eure Männer in der Waffen Prangen,
Geht eure Söhne, jugendfrisch und schlank!
Kommt euch, ihr Frauen, nicht ein heißes Bangen:
„Was wird aus ihnen, wenn sie wund und krank?"

Fühlt ihr im Herzen nicht ein wildes Grausen,
Wenn ihr in wachem Traum ein Schlachtfeld seht,
Darüber heulende Granaten sausen,
Und Schnitter Tod die Ernte schneidend geht?

Wir liegen dort, von Wunden überblutet,
Nach Wasser lechzend, einer kühlen Hand,
Und was in uns an hoher Kraft geglutet
Wenn ihr nicht kommt, verglüht es stumm im Sand.

Kommt, reitet, heilt, verbindet unsre Wunden,
Führt heile Lebensluft zurück ins Herz,
Entreißet uns dem Tod, laßt uns gesunden,
Und lindert unsern namenlosen Schmerz!

So gebt uns freudig, was ihr könnt entbehren,
O haltet offen eure treue Hand!
Und kämpfen wir um blut'ge Kriegerehren,
Kämpft ihr um uns daheim im Vaterland!

Ich hatt' einen Kameraden.

Skizze von Julia Jobst.

Das Bataillon wurde plötzlich zur benachbarten Division als Reserve herangezogen. Ein Durchbruch farbiger Truppen wurde dort befürchtet. Man brannte darauf, mit diesen Bestien Bekanntschaft zu machen, aber trotz der wilden Schießerei in der vorderen Schützenlinie schien man nicht eingesetzt zu werden.

Voller Ungeduld lag man wohlgedeckt in einem Wäldchen und wartete des Kommenden. Da war keiner unter ihnen, der nicht schon die Feuertaufe erhalten hatte. In schweren Kämpfen waren sie erprobt worden und hatten bestanden. Das bewies das Kreuz, das auf der Brust so manchen wackeren Kriegers erglänzte. Auch den Fähnrich, der mit seinem Zuge am Rande des Gehölzes lag, schmückte das Ehrenzeichen.

Schon brach die frühe Dämmerung des Spätherbsttages herein, und ein leichter Nebel zog in Schwaden über das Wiesenland, das sich zu beiden Seiten des Flüßchens breitete, das dort in der Niederung gleich einem Silberband erglänzte. Der junge Krieger blickte durch das Glas mit angespannter Aufmerksamkeit hinaus. Nun wandte er den Kopf, sein Hauptmann war neben ihm aufgetaucht im Schutze eines mächtigen Baumstammes.

„Da tanzen die Nebelfrauen ihren Ringelreigen, Fähnrich. Bald werden wir vor ihren Schleiern nichts mehr sehen können. Doch hören Sie, die Schießerei scheint nachzulassen, die schwarzen Teufel sind wieder mal vergebens losgestürmt."

„Was wollen die armen frierenden Kerls gegen uns machen? Kanonenfutter! Nichts weiter!"

„Na, nur nicht zu üppig, Fähnrich, sie sollen im Buschkrieg nicht ohne sein," warnte Hauptmann Heller.

Nur ein übermütiges, wenn auch gedämpftes Lachen war die Antwort.

„Wo nur die Patrouille bleibt, sie müßte längst zurück sein," sagte der Vorgesetzte.

„Soll ich mal zu dem Gebüsch hinüber, Herr Hauptmann, die Aussicht ist dort freier."

„Worten Sie, ich komme mit," rief Heller und benachrichtigte den Adjutanten von seiner Absicht. „Los, Fähnrich, man sagte mir, sie hätten Augen wie ein Luchs und sähen im Dunkeln."

Bald lagen sie nebeneinander im dichten Unterholz, das im Umkreis einer verborgenen Quelle gleich einem Urwald im kleinen emporgeschossen war. Vor ihnen brauten die Nebel weiter mit ihren weißen

Spukgestalten und hen langen, immer dichter werdenden Schwaden.

Prüfend ließ der Hauptmann sein Auge auf dem jungen Menschen ruhen, der sein auserwählter Lieblling war, dann sagte er befriedigt: „Das Kriegshandwerk bekommt Ihnen gut, Fähnrich. Wie haben Sie sich gemausert, körperlich und seelisch."

In den blauen Knabenaugen des Angeredeten leuchtete es auf. Einen kurzen Augenblick lösten sie sich von dem Glas und wurzelten in denen des Vorgesetzten. „Weil Herr Hauptmann sich des Verwaisten so freundlich angenommen. Und — setzte er noch stürmisch hinzu — auch die anderen Herren, Ich bin nie mit Liebe verwöhnt worden, Herr Hauptmann."

„Ich weiß — ich weiß," bestätigte Heller. „Das Leben hat Ihnen übel mitgespielt, Borke."

„Jawohl, Herr Hauptmann. Aber jetzt verwöhnt es mich um so mehr. Das Regiment ersetzt mir das fehlende Vaterhaus, und die Herren — — —"

„Die Kameraden, wollten Sie sagen, haben Sie wie einen jüngeren Bruder in ihrer Mitte aufgenommen. Nicht so, Fähnrich? Das war Ihnen das Schicksal schuldig, da der harte Vormund, wie ich weiß, Sie an allem darben ließ."

„Onkel hat selber kaum genug zum Leben," entschuldigte Borke, der längst das Glas wieder zum Auge hatte. Doch ließ er es wieder fallen, weil die Hand des Vorgesetzten ihm wohlwollend einen kräftigen Schlag auf die Schulter gab.

„Was hat übrigens der alte Herr zum Eisernen gesagt?"

„Daß ich ihm das schuldig gewesen wäre."

„Hm!"

„Ach, ich habe ja das Regiment."

Ein solcher Jubel lag in den Worten, daß Heller dem jugendlichen Schwärmer, der doch so tapfer seinen Mann stand, gerührt seine Hand entgegenstreckte. Einen kurzen Augenblick lagen die Hände zu festem Druck ineinander. Es war wie ein Gelöbnis, dem Borke unwillkürlich Worte lieh: „Was ich dazu tun kann, daß sie heil zu Ihrer Frau Gemahlin heimkehren, wird gemacht."

„Aha, da kommt's heraus!" Heller lachte herzlich in sich hinein. „Sie haben wohl meiner Frau gegenüber ein Gelübde abgelegt, Fähnrich?"

In den schönen, klaren Augen Borkes las er die Antwort, um dann vor sich hinzumurmeln: „Törichte kleine Frau!"

Mit dem Ausdruck glühender Sehnsucht blickte er in das Nebelmeer hinaus, das der aufgehende Mond zu silbernen Fluten wandelte. Die jungen Augen Borkes lagen zärtlich auf ihm und er gedachte der süßen Frau, der er mit Handschlag gelobt hatte, des geliebten Mannes Schutz und Schirm zu sein. So spähte er auch jetzt wieder aufmerksam in die immer klarer werdende Nacht.

Bewegen sich nicht dort die Halme des hohen gelben Schilfgrases, das hier und dort das Grün der Wiesen unterbricht? Da, jetzt wieder.

„Da kommen die Unsrigen, Herr Hauptmann," flüsterte er.

„Wo?"

„Dort. Die Halme! Sie kriechen auf uns zu." Er deutete mit dem Finger nach links.

„Ich sehe nichts," sagte Heller und rückte etwas seitwärts, um besseren Ausblick zu haben.

„Da einen Kopf, ganz deutlich."

„Was Sie für Augen haben, Fähnrich."

„Soll ich ein Zeichen geben?"

Borke wandte ihm rasch den Kopf zu, gerade zur rechten Zeit. Ein schwarzer Schatten flog mit katzenartigem Sprung im Rücken des Hauptmanns aus dem Wirrnis des Gezweigs empor und saß dem Feind würgend an der Kehle, mit der Rechten das Messer schwingend.

Ein Schuß, und die schwarze Bestie lag röchelnd am Boden.

„Danke, Kamerad!" erklang es zu ihm hin, und dann sah sich Borke schon im wilden Ringen mit einem neu anspringenden Feind. Doch schon hatte der Schuß Hilfe gebracht. In wildem Anturm brach es aus dem nahen Waldrand heraus. Es gelang, die Schwarzen auf der offenen Wiese zu stellen und zu umkreisen, bevor sie in dem Dickicht zu einer schweren Gefahr wurden. In tollstes erbittertem Kampf tat Bajonett und Messer seine blutige Arbeit, bis auch der letze erledigt war. Die vermißte Patrouille fand man in der Niederung — tot. Sie waren alle erwürgt.

Diese Episode bildete den überraschenden Schluß des Kampftages, und das Bataillon lag bald darauf in Reserve auf dem Kirchhof eines gänzlich zerschossenen Dorfes in der Niederung, und Hauptmann Heller mit seiner Kompagnie in der Kirche selber, deren Dach zerstört war, aber deren Kreuzgewölbe noch wohl erhalten auf seinen Pfeilern ruhte.

„Fähnrich, kommen Sie hierher," befahl der Hauptmann kurz und deutete auf das Strohlager an seiner Seite.

Das Mondlicht fiel in breiter Flut durch das zerschossene Fenster des Chors und zeigte deutlich die Gestalt des langsam Näherkommenden.

„Sie sind doch nicht verwundet, Fähnrich?" fragte Heller besorgt auffahrend, er glaubte ein Schwanken des auf ihn Zuschreitenden zu bemerken.

„Eine Schramme, weiter nichts, Herr Hauptmann," wehrte Borke ab, und als der Vorgesetzte sich beruhigt auf das Stroh niederließ, das die Stufen zum Chor deckte, suchte sich der Fähnrich seinen Platz neben dem Altar. Er blieb aufrecht sitzen und legte den Rücken an den kalten Marmor. Das Atmen wurde ihm schwer, und seine Hand tastete behutsam nach der Brust, an die Stelle, wo ihn das Messer des Schwarzen getroffen hatte. Einem leise stechenden Schmerz schenkte er in der Erregung der Nerven keine weitere Beachtung, denn seine Augen verloren sich bewundernd in dem Halbdunkel des Kirchenschiffs.

Das unruhige Licht flackender Kerzen warf geheimnisvoll gelben Schein, dazu das bläuliche Weiß der sich von überall hervorstehlenden Mondstrahlen. Gedämpfte Stimmen erklangen, die von dem unerwarteten erbitterten Kampf noch aufgepeitschten Nerven fanden noch keine Ruhe. Und ein freudiger Ruf begrüßte die ersten leisen Klänge des Harmoniums, dessen Tasten eine Meisterhand anschlug.

„Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen," brauste es durch das Gewölbe, und die draußen auf dem Kirchhof lagerten, stimmten andächtig mit ein. Auch der Fähnrich sang begeistert die ersten Worte, bis ein kurzer Husten ihn unterbrach. Der stechende Schmerz wurde heftiger, noch fester lehnte er sich an die kalten Steine zurück. Niemand konnte in dem tiefen Schatten, der ihn deckte, sehen, daß sich sein Gesicht in fahler Blässe verfärbte.

Es folgten Vaterlandslieder, eins nach dem anderen, und dann klang das schlichte Volkslied auf: „Ich hatt' einen Kameraden . . ."

Hauptmann Heller wandte den Kopf Borke zu. Es war ihm, als gälte das alte Lied besonders ihnen beiden.

Der Mond war indessen weiter gewandert, und seine matten Strahlen trafen das totenbleiche Gesicht des Fähnrichs, dessen große, unnatürlich weit geöffnete, glänzende Augen zu einer Glorie verklärend.

In jäher Angst glitt Heller zu Borke hin, der noch den schwachen Versuch machte, ihm die Hand entgegenzustrecken.

„Fähnrich! — Mein Gott, was ist Ihnen!"

Heller griff zu und stützte die noch dem letzten Atemzug ringende junge Brust des tapferen Helden, während drunten das Lied wehmütig verhallte:

„. . . Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

Die Beschwörung des Pierre Petit.

Von Peter Friedel.

Der Infanterist Pierre Petit, im bürgerlichen Leben Besitzer einer Rente von 4000 Franken, war mit Gott und der Welt höchst unzufrieden.

Er stand bis zu den Knöcheln in dem zähflüssigen Schlamm, den der tagelange ununterbrochene Regen im Schützengraben gebildet hatte, lehnte sich ein wenig gegen die wie ein Schmamm mit Wasser vollgesogene Grabenwirkkamd und hörte, den Oberkörper leicht vorgebeugt, vorsichtig über die Brustwehr hinweg nach feindlichen Linien, die sich in dem trüben Lichte des Regentages nur schwach in der trostlos einförmigen Landschaft abzeichneten.

Gott sei Dank, die verdammten „Boches" verhielten sich heute ruhig! In zwei Stunden war sein Wachtdienst zu Ende; dann konnte er sich wieder in das Mauselwurfsloch verkriechen, das er sich gleich allen seinen Kameraden gegraben hatte, um wenigstens einigermaßen vor dem schrecklichen Regen geschützt zu sein. Was man so „geschützt" nannte. Tausend gegen eins war zu wetten, daß nicht einmal eine Wasserratte sich dort wohlgefühlt hätte.

Pierre Petit seufzte. Wer fragte hier nach Wohlfühlen oder Wohlbefinden! Und plötzlich packte ihn eine namenlose Wut, ohne daß er sich über ihren Gegenstand klar gewissen wäre.

Es steht nicht fest, daß Pierre Petit Goethe kannte. Aber sicher ist, daß der zornige Soldat etwas in sich hineinkurrte, das auf französisch soviel hieß wie: „Es möchte kein Hund so länger leben!"

Ach je, was für ein Leben war das! So ganz anders, als man sich's vor einigen Monaten vorgestellt hatte. Damals, als der Taumel über Paris hereingebrochen war und die Straßen der Riesenstadt widerhallten von dem Tosen und Brausen der Menge, aus dem sich stets aufs neue die Rufe donnernd lösten: „Es lebe der Krieg! Auf nach Berlin!" . . . Auch ihn hatte der allgemeine Rausch ergriffen, ihn, den kühlen, alles stets nüchtern abwägenden Monsieur Pierre Petit, dessen Gedanken und Sorgen immer nur um zwei Punkte gekreist hatten: um seine niedliche kleine Frau Angèle und den Kurs der französischen Rente. Mitten unter den anderen hatte er sich auf den Bürgersteig gedrängt, hatte mitgesungen und mitgejubelt, und war nicht müde geworden, den endlosen Schoren der in die Kasernen eilenden Reservisten und den zum Bahnhofe ziehenden Truppen zuzuwinken. Und erst im Kaffee! Kaum saß man zwei Minuten an seinem Tische, so war man schon in lebhafter Unterhaltung mit Leuten, die man nie vorher gesehen, von der keinen kaum Notiz genommen hätte, und ohne alle Schwierigkeiten einigte man sich dahin, daß man zusammen mit den Engländern und Russen in spätestens drei Wochen in Berlin sein werde.

Selbstständig wie das Filmband des Kinematographen rollte die in jagendem Tempo arbeitende Erinnerung Pierre Petits die Bilder der Ereignisse ab, die der Mobilmachung gefolgt waren.

Mit seinen achtunddreißig Jahren hatte er kaum ernstlich daran gedacht, auch noch die Flinte auf den Buckel nehmen zu müssen. War er doch fest davon überzeugt, daß lange guter, ehe diese Notwendigkeit ihn mit harten Griffe packen würde, der Krieg mit allem, was drum und dran hing, längst zu Frankreichs Gunsten entschieden sein würde! Er lächelte über Angèles wachsende Sorge und hielte es, ihr gegenüber den Umut des Mannes zu betonen, dessen Tatendrang durch die Bosheit des Schicksals zur Ruhe gezwungen wurde.

Aber sehr bald schwand sein Lächeln. Schlag folgte auf Schlag. Zuerst die bösen Nachrichten von den großen Niederlagen und dem donnernden Rückzug. Die sonnige Zuversichtliche Stimmung in Paris sank mit jedem der unzähligen Bleiflerzenzüge tiefer und tiefer. Und dann flatterte eines Tages das unheimliche Blatt Papier ins Haus, das ihm binnen vierundzwanzig Stunden in die Kaserne rief! Kaum vermochte er das für unmöglich Gehaltene zu fassen. Er hatte ein Gefühl, wie der abhärtende Bergsteiger, der mit dem Schicksal schwer gegen den Felsen schlägt. Als dann sein Gehirn wieder erkennungsmäßig zu arbeiten begannen heute, war es ein Gedanke, der schmerzvoll bohrend in ihm emporstieg, ihn mit tausend Messern und Zangen in unzählige Fetzen zerschnitt und zerriß: Angèle! Seine kleine blonde Angèle, die, wie ihm jetzt erst recht bewußt wurde, sein ganzes, in Wirklichkeit so armseliges Leben ausfüllte und deren Besitz ihm trotz mehrjähriger Ehe immer wieder aufs neue brauste, was Sehnsucht und Ziel jedes Menschenherzens bleibt: Glück! Glück! Glück! . . .

Das Filmband seiner Erinnerungen riß jäh ab. Als es weiterschnurrte, sah Pierre Petit sich mitten in dem dröhnenden, kreischenden, heulenden, gellenden Wahnsinn der Schlacht. Das Grauen schüttelte ihn, als seine Gedanken zu dem Augenblick schnellten, da unter dem dröhnenden Krachen der einschlagenden Granaten, dem Zischen der Gewehrkugeln und dem Prasseln der Schrapnellprojektile der Graben, in dem er sich befunden hatte, von einer wütenden Explosion zerrissen worden war.

Von hier fehlte ihm jede Brücke bis zu dem Tage, an dem er mit gebrochenem Arm in Bein im Lazarett erwacht war. Im Lazarett oder der Hölle Numero 2, wie er es nannte.

Wieder kroch das Grauen an ihm empor. . . .

Die Nacht brütete dumpf über dem flickigen Saale, in dem er mit so vielen Elendsbrüdern zusammengepfercht war. O, dieses irre, marktdurchringende Bochen, das plötzlich die Stille der Nacht zerriß, und jedesmal links und rechts, in der Mitte und an der Stirn des Raumes ein vielfaches Echo weckte. Es waren einige von den armen Wurschen, deren Gehirnmechanismus im Schützengraben oder vom Gesicht plötzlich in Verwirrung geraten war. Den „Klaps" nannten es die Aerzte. Pierre Petit hatte es selbst erlebt, wie einer seiner Kameraden im Schützengraben während einer heftigen Schießerei mit einer gräßlichen Lache das Gewehr hinwarf und sich über die Brustwehr hinweg brüllend in den Wolkenbruch der feindlichen Maschinengewehrkugeln stürzte.

Was es nicht ein unerhörter Glückskall, daß Pierre Petit sehr bald die Hölle mit dem Himmel vertauschen, mit anderen Worten: die völlige Heilung bei seiner Angèle erwarten durfte?

So war es ihm jedenfalls erschienen — bis er, wieder zu Hause, die niederschmetternde Entdeckung machen mußte, daß seine kleine angebetete Angèle während seiner Abwesenheit Trost gefunden hatte in den Armen eines jener englischen Müßiggänger, die in ihrer gecken-haften Uniform einen Mädchenkitzel auf ganz Paris zu besitzen glaubten.

Kein Wort hatte Pierre Petit verloren. Aber sobald er sich halbwegs wiederhergestellt fühlte, war er fluchtartig zur Front zurückgekehrt. Die Briefe Angèles ließ er unbeantwortet.

O, wie er sie jetzt haßte, diese Engländer! Er hißte die Fähne zusammen und blickte finster zu den Bundesgenossen hinüber, die den Graben links von ihm besetzt hatten. Ach je, die Herrschaften hatten sich's recht wohnlich gemacht. Ordentlich gebaute Unterstände, Decken in Hülle und Fülle, und neben reichlichem Essen hunderterlei Kleinigkeiten, die man sonst kaum beachtete, im Schützengraben aber schwer entbehrte.

Wieder mußte der Verbitterte an sein zerstörtes Glück denken.

Aber plötzlich wandelten sich ihm Personen und Dinge. Er sah nicht mehr Angèle und ihren Verführer. Er sah England und Frankreich, dieses England, das das arme, mißleitete Frankreich betört und verführt hatte, und es jetzt, in seiner Bedrängnis und Not, gleichgültig verblühen ließ. Eine wilde Freude stieg in ihm bei dem Gedanken auf, daß die Deutschen drüben, die unaufhaltsam wie eine Lawine vordrangen, die glatten, Heuchler zerschmettern würden. Ja, die Boches kämpften für Frankreich! . . .

„In zehn Minuten zum Sturm!" flüsterte ihm in diesem Augenblicke der Unteroffizier zu.

Pierre Petit lachte ihm grell ins Gesicht. Und schon hatte er das Gewehr in Anschlag auf die Engländer gebracht.

„Nieder mit ihnen, Kameraden! Schnellfeuer!" brüllte er.

Nur wenige Schüsse konnte er abgeben. Dann hatten sie sich über den rasend um sich Schlagenden geworfen, ihm entwaffnet und gefesselt. Krankenträger brachten ihn fort. Noch von ferne schrie er: „Nieder mit England! Nieder!"

„Schade um den braven Jungen", sagten die Kameraden, „er hat den Klaps!" . . .

Die ganze alte Welt erhebt die mütterlichelieber über die väterliche.
Jean Paul.

Aus der Welt der Frau.

Mutterliebe ist ein ehern Band, das ewig schmerzend bindet.
Felix Dahn.

Preisausschreiben über die weibliche Dienstpflicht.

Schon seit mehr als 100 Jahren ist von den verschiedensten Seiten immer wieder ein öffentliches Frauendienstjahr vorgeschlagen worden, und wenigstens in der Krankenpflege ist ein freiwilliges Dienstjahr für Töchter gebildeter Stände bereits seit 20 Jahren verwirklicht. Aber die jetzige Notlage zeigt deutlich, daß bei einem Frauendienst für das öffentliche Wohl außer der Erziehung zum Gemeinsinn und zur freudigen Hingabe an das Ganze die Sorge für die Volksernährung in den Mittelpunkt des öffentlichen Frauendienstes treten muß, und sie beweist zugleich, daß die bisherigen praktischen Maßnahmen zur sozialen Erziehung und wirtschaftlichen Ausbildung der weiblichen Jugend der höheren Stände nicht entfernt ausreichen, daß vielmehr das bisher vereinzelt durchgeführte freiwillige Dienstjahr für Frauen der gebildeten Stände eine die Standesunterschiede überbrückende, die gesamte weibliche Jugend umfassende Dienstpflicht werden muß.

In Erkenntnis der Notwendigkeit, den beteiligten Behörden rasch durchführbare Vorschläge zur gesetzlichen Einführung der Dienstpflicht der weiblichen Jugend zu unterbreiten, erläßt die Matilde-Zimmer-Stiftung e. V. in Berlin-Zehlendorf (Kurator: Professor D. Dr. Zimmer, daselbst), die seit ihrer Begründung den Gedanken eines Frauendienstes durch Wort und Tat (Töchterheime und Schwesternschaften-Frauendienstjahrverband und Schwesternschaft deutscher Frauendienst) vertreten hat, hiermit ein Preisausschreiben über die Frage: „Wie ist ein dem Heeresdienst der Männer entsprechende öffentliche Dienstpflicht der weiblichen Jugend einzurichten?" Die in deutscher Sprache abzufassenden Preisarbeiten werden in der üblichen Weise ohne Namen des Verfassers, mit einem Kennwort versehen, das gleichlautend auf einem der Verfassernamen enthaltenden Briefumschlag angebracht ist, bis zum 20. Oktober d. J. an die Matilde-Zimmer-Stiftung e. V. in Berlin-Zehlendorf erbeten. Für die beste brauchbare Arbeit, deren zweckmäßige Verbreitung die Stiftung übernimmt, wird ein Preis von 2000 M. ausgesetzt.

Eine deutsche Frau.

Nach längerer Krankheit ist vor einigen Tagen Frau Margarethe Lange James, die Gattin des Präsidenten der Staats-Universität von Illinois, gestorben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191502140/fragment/page=0002